

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Der rätselhafte Feind.

Roman von Sven Elvestad.
(Fortsetzung.)

Der Detektiv ging im Zimmer umher und spürte überall nach. Er bückte sich, nahm eifrig verschiedene Papiere vom Boden auf und las sie durch. Es waren lauter Schriftstücke, die für den vorliegenden Fall nicht das mindeste Interesse boten, Kaufkontrakte, Abschriften von Geschäftsbriefen, alte Rechnungen und dergleichen. Krag untersuchte auch den Bodenteppich, und diese Untersuchung nahm mehrere Minuten in Anspruch. Sie schloß damit, daß er plötzlich aufstand. Ein scharfer Beobachter hätte bemerken können, daß er etwas vom Boden aufhob, aber das war sowohl dem Amtsvorsteher wie dem stellvertretenden Amtsrichter entgangen.

Als Asbjörn Krag mit seiner Untersuchung zu Ende war, sah er sehr ernsthaft aus.

„Der Advokat muß gefunden werden, so viel steht fest,“ sagte er.

Dann fragte er, ob er nicht die Frau des Kaufmanns sprechen könne, und die kleine und unansehnliche, etwas schüchtern Frau kam sofort herein.

„Sie sehen, was hier vorgegangen ist,“ fing Krag an.

„Ich weiß von gar nichts,“ behauptete die Frau.

„Haben Sie keinen Lärm gehört?“

„Gestern“ abend kam es mir einmal vor, als ob ich einige starke Stöße gegen den Fußboden hörte, aber ich kümmerte mich nicht darum. Ich meinte, der Herr Advokat sei droben in seinem Zimmer.“

Krag deutete auf die Stühle.

„Sie werden gehört haben, wie diese Stühle umgefallen sind,“ sagte er.

Nun mischte sich der Amtsrichter in die Unterhaltung.

„Vielleicht ist auf den Advokaten ein Ueberfall verübt worden,“ meinte er.

„Das glaube ich nicht,“ sagte Krag. „In diesem Fall hätte er sehr leicht Hilfe herbeirufen können. Nein, das ist ein Einbruch, nichts anderes.“

„Der Herr Advokat hat stets größere Summen in seiner Briefftasche bei sich gehabt,“ warf die Frau ein.

„Dem Dieb war es nicht um Geld zu tun, der suchte etwas ganz anderes. Er suchte nach einem Papier. Um wieviel Uhr haben Sie den Advokaten zum letztenmal gesehen?“

„Gestern abend um halb acht Uhr.“

„Befand er sich da in seinem Zimmer?“

„Nein, er saß unten in unserer Stube und schrieb einen Brief.“

Krag dachte an den unvollendeten Brief, der sich in seiner Tasche befand. An diesem Brief mußte er da geschrieben haben. Aber warum hatte er sein Schreiben so rasch abgebrochen?

„Das weiß ich nicht. Wir haben uns nie am seine Seiten

gekümmert. Er sah nach der Uhr und ging dann rasch zum Zimmer hinaus.“

„Hat er den Brief zu Ende geschrieben?“

„Sagte er, wohin er gehen wolle?“

„Ja, er wolle hinaufgehen in sein Zimmer, sagte er. Etwa eine halbe Stunde nachher hörte ich die Stöße gegen den Fußboden, aber da ich meinte, der Herr sei droben, dachte ich gar nicht weiter darüber nach.“

„Und seither haben Sie ihn nicht mehr gesehen?“

„Nein, weder ich noch mein Mann. Mein Mann ist sehr unruhig. Es gehen ja jetzt so viele unheimliche Dinge hier in der Gegend vor.“

„Ist jemand hier gewesen und hat nach ihm gefragt?“

Die Frau gab keine Antwort. Unsicher sah sie zu dem Detektiv auf. Krag fixierte sie scharf.

„Hier ist nichts mehr zu tun,“ sagte er. „Können Sie mir ein Fahrrad verschaffen?“

Es stellte sich heraus, daß der Amtsvorsteher im Besitze eines Rades war. Krag fuhr darauf eilends davon, und die beiden andern starteten ihm ersäunt nach.

Der Detektiv fuhr zum Hause des Obersten; dort schickte er dem Fräulein seine Karte.

Dagny ließ fragen, ob er sie durchaus sprechen müsse, sie sei durch die Pflege ihres Vaters vollständig in Anspruch genommen.

Der Detektiv antwortete kurz und bündig, er müsse sie unbedingt sprechen.

Dagny kam. Die junge Dame war jetzt ganz schwarz gekleidet, was ihre bleiche Schönheit besonders hervorhob.

Asbjörn Krag stand auf und ging ihr entgegen.

„Ich bitte um Entschuldigung, daß ich Ihnen unter den gegebenen Umständen lästig fallen muß,“ sagte er. „Es ist aber durchaus notwendig, daß Sie mir einige Fragen beantworten. Haben Sie seither irgend etwas über die Sache gehört?“

„Nicht das mindeste.“

„Wissen Sie, daß der Advokat Bomann verschwunden ist?“

Die junge Dame fuhr erschrocken zusammen.

„Verschwunden? Das ist ja sonderbar,“ sagte sie.

„Ich höre, daß Sie ihn kennen und wissen, wovon ich rede,“ erwiderte er. „Seinetwegen bin ich hierher gekommen.“

Fräulein Volger war dunkelrot geworden. Sie ging auf die Tür zu.

„Entschuldigen Sie, daß ich Ihnen diese Falle gestellt habe,“ sagte Krag. „Aber ich habe mir nun einmal vorgenommen, dieser Sache auf den Grund zu kommen. Es ist nicht klug von Ihnen, wenn Sie gehen, Fräulein Volger.“

„Sie sollten sich hüten, Fallen zu stellen,“ sagte sie. Aber sie blieb stehen.

Asbjörn Krag saß gelassen da und wippte mit dem einen Bein, das er über das andere geschlagen hatte.

„Erinnern Sie sich, Fräulein Holger, daß ich Ihnen gestern Abend etwas nach acht Uhr begegnet bin?“

„Ja, ich erinnere mich daran.“

„Ich fragte Sie, wozu Sie noch so spät unterwegs seien, und Sie wollten mir keine Antwort geben, aber ich sah wohl ein, daß Sie sich nur aus einem sehr triftigen Grunde vom Krankenlager Ihres Vaters entfernt haben konnten.“

„Was geht denn das Sie an?“

„Liebes Fräulein, wenn Sie die Sache so auffassen, dann bedauere ich, jetzt gewisse Rücksichten auf die Seite setzen zu müssen. Wollen Sie mir eine Frage, eine ganz bestimmte Frage gestatten?“

Fräulein Holger gab keine Antwort.

„Ich erlaube mir, Sie zu fragen: Haben Sie das Schriftstück gefunden?“

Die junge Dame wurde totenbleich und sank auf den nächsten Stuhl. Asbjörn Krag lief zu ihr hin. Sie war einer Ohnmacht nahe.

„Soll ich die Dienerschaft rufen?“ fragte er.

„Nein, nein!“ flüsterte sie.

Vorsichtig ergriff er ihre Hand.

„Warum wollen Sie auch alles vor mir verbergen?“

fragte er. „Bezeichnen Sie, daß ich Ihr Freund bin?“

Blötzlich stand sie auf.

„Jetzt müssen Sie gehen,“ sagte sie.

„Nein, ich gehe nicht, ehe ich eine Antwort auf meine Frage erhalten habe. Haben Sie das Schriftstück gefunden?“

„Ich weiß nicht, wovon Sie reden.“

Asbjörn Krag zog einen kleinen Gegenstand aus der Tasche. Es war das kleine Ding, das er auf dem Fußboden im Zimmer des Advokaten gefunden hatte. Er legte das Ding auf den Tisch.

„Bitte!“ sagte er. „Dies gehört Ihnen.“

Die junge Dame stieß einen lauten Ruf der Ueberraschung aus.

15. Kapitel.

Die Begegnung.

Verwirrt starrte Fräulein Dagny den kleinen Gegenstand an, den Asbjörn Krag auf den Tisch gelegt hatte.

„Wo haben Sie das gefunden?“ fragte sie.

„In Advokat Bomann's Zimmer drunten beim Kaufmann. Versuchen Sie nicht zu leugnen, Fräulein Holger, daß dies Ihnen gehört.“

Es war ein schmaler goldener Ring mit einer weißen Perle, den Asbjörn Krag auf dem Fußboden im Zimmer des Advokaten gefunden und unbemerkt hatte einstecken können, während die andern Anwesenden mit dem Betrachten des argen Durcheinanders im Zimmer beschäftigt waren.

Die junge Dame gab keine Antwort, aber die kramartigen Zuckungen ihres Gesichts verrieten ihre heftige Gemütsbewegung. Sie schüttelte den Kopf in die Hand. Asbjörn Krag stand eine Weile schweigend da und betrachtete sie. Seine Stimme klang außergewöhnlich mild, als er endlich fragte:

„Liebes Fräulein, ist es Ihnen lieber, wenn ich gehe?“

Sie gab zuerst immer noch keine Antwort, aber nach einer Weile sagte sie doch:

„Ich wollte . . . ich wollte, Sie wären niemals hierher gekommen.“

Diese Worte berührten Asbjörn Krag peinlich. Er ging ein paarmal hin und her und blieb dann vor dem jungen Mädchen stehen. Er hatte die Hände auf den Rücken gelegt und blickte Dagny ernsthaft an.

„Wenn ich nicht gekommen wäre, sähe es hier jetzt ganz anders aus,“ sagte er.

„Jawohl!“ brach sie los, offenbar kämpfte sie schwer mit den aufsteigenden Tränen.

„Liebes Fräulein Holger, ich begreife wohl, daß Sie sich unglücklich fühlen, und ich habe herzliche Teilnahme für Ihr Unglück,“ sagte der Detektiv. „Aber Sie dürfen darum doch nicht gar zu ungerade sein.“

„Was soll ich tun? Ich stehe ganz allein.“

„Ja, weil Sie halbstarrig sind. Ohne Vertrauen können Sie nicht weiter. Ich will nichts als Ihr Wohl, Ihres und das Ihres und meines Freundes, Ivar Ahe. Nun will ich Ihnen einmal erzählen, wie sich die Dinge zugezogen hätten, wenn ich, wie Sie wünschen, nicht hierhergekommen wäre. Liebes Fräulein, wäre es wirklich Ihrem Wunsche entsprechend, wenn der Rittmeister jetzt unter dem Verdacht,

den Mordversuch an Ihrem Herrn Vater begangen zu haben, hinter Schloß und Riegel säße?“

„Ach, es gibt keinen Menschen, der das zu behaupten wagt. Er ist doch unschuldig!“

„Das weiß ich ebensogut wie Sie. Aber das Gericht fragt nicht nach Glauben und Gefühlen. Das trifft unbarmherzig, wo es meint, daß es treffen müsse. Es waren viele Indizien vorhanden, die für die Schuld des Rittmeisters sprachen. Öffentlich halten Sie mich nicht für eingebildet, liebes Fräulein, aber ich muß wiederholen, wenn ich nicht gekommen wäre und die Sinnlosigkeit dieser Indizien ins rechte Licht gesetzt hätte, so wäre der Rittmeister verhaftet worden, und wir hätten einen noch größeren Skandal fürs ganze Land, als er es jetzt schon ist. Sie kostet es vielleicht mir ein Wort, Licht in das Dunkel zu bringen. Sie allein können es, da Ihr Herr Vater immer noch bewußtlos ist und uns keine Aufklärung geben kann!“

Dagny schaute den Detektiv an. Sie sah vergrämt aus, und ihre Augen standen voller Tränen.

„Ich kann nichts mitteilen,“ sagte sie. „Aber was ich zu sagen habe, steht mit dieser Sache in keinerlei Beziehung.“

„Gewiß steht es damit in Beziehung.“

„Es ist grausam von Ihnen, an meiner Aufrichtigkeit zu zweifeln. Es ist die reine Wahrheit, daß ich keine Spur von einer Ahnung habe, wer meinen Vater zu ermorden versucht haben könnte.“

„Es ist leicht möglich, daß Sie das nicht wissen. Aber worin besteht das Geheimnis, das über dem tragischen Vorspiel zu dieser Begebenheit, dem Bruch Ihrer Verlobung mit Rittmeister Ahe liegt?“

Fräulein Dagny stand auf.

„Dieses Geheimnis geht nur mich und den Kranken an,“ sagte sie bestimmt. „Das betrifft den Rittmeister gar nicht. Ich bitte Sie dringend, machen Sie dieser peinlichen Szene ein Ende.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Vollireffer.

Novelle von Curt Reinhard Dieck.

Hauptmann Gerhard Lütten saltete die vor ihm ausgebreitete Karte zusammen und schob sie in die Seitentasche seines selbstgekauften Waffentodes. Ein schmerzliches Lächeln huschte um seinen seingeschwungenen Mund: besser, als wie es ihm die genaueste Karte hätte zeigen können, kannte er die Stadt da vor sich aus unzähligen glücklichen Stunden, die er in ihren Mauern verlebte. Antwerpen! Wie oft hatte er Straßen und Winkel durchwandert auf seinen Studienreisen, ehe er sein Werk über die Vandenknäfer der Flamen herausgegeben. Später, als er Manon Benoin kennen gelernt und dann, als sie seine Braut geworden, hatten sie zusammen die ganze Gegend durchstreift. Er, der junge deutsche Geschichtswissenschaftler, eine hübschblütige, echte Französin, die Tochter eines der größten Redner Antwerpens.

Gerhard Lütten fuhr aus seinen Träumereien auf. Eine feindliche Granate mußte unweit seiner Batterie eingeschlagen sein. Rasch trat er an eines der Geschütze heran. „Sind noch Befehle gekommen, Santen?“

Der Leutnant nickte. „Jawohl, Herr Hauptmann. Um fünf Uhr soll die Beschießung der inneren Stadt erneut aufgenommen werden. Sonst nichts Neues.“

Mechanisch griff Lütten an den Mänschirm. „Danke.“

Eine entsetzliche Angst überlief ihn mit einem Male. Wenn Manon nur gefahren war, wenn sie nur rechtzeitig die Stadt verlassen hatte! Aber das hatte sie sicher nicht getan — ihr Stolz, ihr Trost hätte es nie gelitten. Er lockte keise auf, hart, verlegend — wie um sich selbst wehzuzum. Als wenn er es immer noch nicht fassen konnte, das, was seit Tagen, ja seit Wochen jetzt schon reine, unerbittliche Wahrheit geworden, schüttelte er den Kopf. Er konnte es immer noch nicht begreifen, was mit Manon in den wenigen Stunden — damals im August, als die Kriegserklärung kam — vorgegangen war. Wohl hatte sie niemals ihre französische Abstammung verleugnet und ihre fast südländische Natur ändern können, immer hatte sie mit einer kleinen Opposition gegen alles, was deutsch war, gespielt, aber er hatte es stets nur für eine Laune gehalten, die sie ausmühte, um sich interessant zu machen. Wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel hatte es ihn da getroffen, als er am Tage der Mobilmachung glückstrahlend und doch mit einem leisen Schmerz im Herzen über die bevorstehende Trennung mit der Mobilmachungsorder in seine malerische kleine Villa heimkam und Manon verschwunden war — spurlos verschwunden. Das Dienstmädchen, das er nach ihr fragte, erklärte ihm etwas erfohnt, daß die gnädige Frau am Vormittag bereits abgereist sei. Einen Moment hatte er wie erstarrt dagestanden. Er wollte sich vor dem Dienstmädchen keine Blöße geben. Er nickte:

„So — dann hat meine Frau also doch den Frühzug genommen. Sie war noch nicht ganz entschlossen heute morgen, als ich weg mußte.“

Woher er die Kraft genommen, die Lüge herauszubringen, wußte er selbst nicht. Schweren Schrittes trat er in sein Arbeitszimmer — er suchte auf seinem Diplomaten stand unter einem mächtigen Strauß roter La France-Rosen Manons Bild und ein Brief. Er kannte das lange, schmale Format ihres Papiers, das sie, wie es vieles, noch immer aus Frankreich bezog. Qualvoll mit lila Umrahmung. . . Hastig riß er den Umschlag auf und las die wenigen Zeilen.

„Ich kann nicht länger bleiben. Ich hoffe Euch Deutsche, ich hoffe und verachte Euch.“

Verzeih mir!
Manon.“

Sie hatte französisch geschrieben, was er sich sonst nie für allemal verbeten hatte. Er lachte auf. Faßte sich an die hohe Stirn. Das war ihre Liebe. . . So sahnte sie ihm seine hingebende, verehrende Liebe, daß sie ihn ohne Zaudern verließ in der Stunde, da er vor den Feind mußte. Um einer Lame willen, einer fixen Idee. . . Wehe vermochte er in ihrem Verhalten nicht zu sehen, als eine Lame, ein störlisches Durchgehen ihres Temperaments. Koffschüttelnd nahm er das Bild auf, das sie ihm auf den Schreibtisch gestellt. Es war eine Aufnahme aus den letzten Tagen. Er hätte auffreier mögen vor Schmerz, hätte Leuten mögen. So unlagbar hatte er sie geliebt. . . nie würde er aufhören sie zu lieben, nie sie vergessen können.

Ein paar Tage später war er mit einem Reserve-Feld-Artillerie-Regiment zur Front ausgerückt. Ein Brief Manons aus Genf hatte ihn kurz vor seinem Ausrücken erreicht: sie hatte es fertig gebracht, nach der Schwitz zu kommen und befand sich auf der Reise durch Frankreich zu den Jhnen nach Antwerpen. Noch einmal, Anfangs September, hatte er etwas von ihr gehört. Ein Brief durch Vermittlung eines Geschäftsfreundes ihres Vaters in Holland war angekommen und ihn ins Feld nachgeschickt worden. Sie schrieb nur ein paar Zeilen. Daß sie glücklich bei ihren Eltern angelangt sei, damals im August, und daß sie wieder bei ihnen wohne in der Villa La Margna.

Gerhard Lütten schaute auf. Er hatte sich auf einen im Schußfeld gefällten Baumstamm gesetzt und den Kopf in beide Hände gestützt. Es war unerträglich heiß geworden. Drüben an dem leis aufsteigenden Hang, über und hinter und um den sich die Stadt hinzog, lag die Villa Anatole Benoins. Mit dem bloßen Auge konnte er die drei wichtigen Steinsäulen erkennen, die den Vorbau des ganz in Weiß — Marmor und Stuck — gehaltenen Baues trugen. La Margna lag ganz absehbare von den anderen Villen in reizigem, wunderbar angelegtem und gepflegtem Park. Und dort war jetzt Manon, sein Ein und Alles, sein Lebensglück, siederte vielleicht vor Angst und Furcht — und jeden Augenblick konnten deutsche Geschütze ihre Geschosse dorthin schleudern und alles vernichten, drüben sein Weib und hier ihn.

Pföflich sprang er auf, riß den Feldstecher aus dem Futteral und starrte wie gebannt durch das Glas zu der Villa seines Schwiegervaters hinüber. Alles Blut strömte ihm zum Herzen. Eine weiße, schlanke Gestalt war aus dem Hause getreten und blieb auf der untersten Stufe der breiten Portiere stehen. Gerhard Lütten zitterte wie im Fieber. Das war Manon, sein Weib, sein Glück! Er hätte einen Jauder ausstoßen, rufen, rufen mögen — kraftlos ließ er das Glas sinken: niemand dort drüben hätte ihn gehört oder gesehen, seine Warnung hätte sie niemals erreicht durch das Trähen der Geschütze und das unaufhörliche Knattern und Rattern der Geschütze. In jähen Erschrecken, als habe er etwas Unerbringliches verahmt, hob er das Glas wieder an die Augen. Die Gestalt hing die Stufen wieder empor mit einer zweiten, einem Manne — in Uniform, einem Offizier — jetzt gingen sie in das Haus — da kam noch einer — zwei, drei, vier — zwei andere schliefen eine Aße hertei — verschwand in Haus —

Er setzte den Feldstecher ab. Drüben lag alles wieder leer und leblos da. Langsam erhob er sich und schaute auf die Uhr. Drei Uhr Mittags. Bis zur angelegten Stunde, da das Feuer seiner Batterie von neuem einsetzen sollte, waren noch zwei Stunden Zeit. Er mußte ein wenig ruhen, wenn er nicht befürchten wollte, daß seine Nerven zusammenbrächen unter der Last der Aufregung.

Wie lange er schon lag und sich in ausbleibenden Träumen auf seiner Decke umherwälzte, wußte Gerhard Lütten nicht, als er plötzlich aufsprang. Eine Hand hatte ihn leicht an der Schulter gerüttelt. Verwirrt blickte er auf. Leutnant Santen stand vor ihm.

„Verzeihung, Herr Hauptmann, es tut mir unendlich leid, daß ich Sie stören muß, aber es bedarf dringend Ihrer Befehle. Drüben über der Stadt, aus der weißen Villa, kommen unablässig Licht- und Siregelsignale für die feindliche Artillerie.“

Gerhard Lütten war aufgesprungen und packte den jungen Offizier am Arme. „Was sagen Sie — Siregelsignale aus der weißen Villa — aus Villa La Margna —“

„Ich kenne ihren Namen nicht. Seit ungefähr zwanzig Minuten geht die Saax schon.“

„Das ist ja Benoins Villa — das ist Manon —“

Er stürzte ins Freie. Ein paar Schritte und er hatte freien Marsch auf die Höhe und die Villa. Er hob das Glas. Drüben lag alles still. Am Fuße des Hügelts blühte unablässig das Feuer und

der Quasi arbeitender Geschütze auf. An der Villa aber nichts, gar nichts — Die feindlichen Granaten schlugen vorn bei der Infanterie hinter den ersten erschürzten Forts ein. Man mußte die Batterie zum Schwiegen bringen. Pföflich zückte er zusammen. Der Leutnant neben ihm wies erregt mit der Rechten auf die weiße Villa.

„Jetzt kommen sie wieder, Herr Hauptmann!“

Gerhard Lütten zitterte am ganzen Körper. Drüben unter dem Vorbau blühte es plötzlich blendend hell auf und warf drei lange Striche den Hügel hinab. Siregelsignale. . . Leutnant Santen schaute durch sein Glas. „Das war die Aufklärung einer Meldung. Diese drei Striche kommen jedesmal zu Anfang.“

Der andere stand wie erstarrt. Kein Wort brachte er über die Lippen. In der Villa La Margna spielten wieder die Morfezeichen: Punkt — Punkt — Strich — Punkt — Strich —

Sie mußten eine besondere geheime Abmachung haben. Lütten konnte sich die Zeichen nicht denken. Die Augen begannen ihm zu brennen wie höllisch Feuer. Drüben feuerten zwei, drei Batterien in die Linien der vorgehenden deutschen Infanterie. Jetzt mußte er —

Ein Aufschrei rang sich über seine Lippen. Hilfslos sah er nach dem Arme des jungen Offiziers.

„Manon —! Manon —“
Leutnant Santen stand ratlos. „Ist Ihnen nicht wohl, Herr Hauptmann —“

Gerhard Lütten raffte sich auf. Hinter ihm war ein Reiter in die Stellung eingeritten. Er wandte sich um. Ein Husarenoffizier sprang aus dem Sattel und eilte auf ihn zu. Schwitz und Staub bedeckten Reiter und Pferd. Er blinzelte leicht am Kopf. Hauptmann Lütten machte ein paar Schritte dem Aufkommenden entgegen. Der Husar sah salutierend an die Pelzmütze.

„Oberleutnant von Canmir, 2. Eskadron Husaren 9. Ich komme von der Spitze — auftrags des Stabs der Infanterie-Regimenter. Die weiße Villa dort — er wies mit der blutbespritzten Rechten nach La Margna — „muß sofort unter Feuer genommen werden. Die Infanterie hat kolossale Verluste durch das Signalisieren.“

Gerhard Lütten war es, als wenn ihm vor Gericht gesagt würde: Du bist zum Tode verurteilt. Alles vorbei, alles aus. . . alle Hoffnung genommen. . . Wehentlich legte er die Hand an den Helm. „Ich wollte soeben den Befehl geben. Wie wir wollten nur zuerst Sicherheit haben, ehe wir einen —“ er stockte eine Sekunde — „einen solchen Treffer tun. Das gibt einen Volltreffer.“ Er hob das Glas an die Augen und schaute zur Villa La Margna empor. Ein Zittern lief durch seinen starken Körper. Auf der Treppe der Vorhalle stand wieder wie vorhin Manon Benoin — Manon Lütten — sein Weib. . .

Mit pföflichem Entschluß ließ er das Glas sinken. Seine Stimme klang ruhig und ohne Erregung. „Lassen Sie durchgehen, Santen, alle Geschütze richten auf die weiße Villa — schalten Sie die Karte nach: Villa La Margna.“ Dann wandte er sich an den Oberleutnant von den neunten Husaren. „Kolossale Verluste hatten wir durch die dort, sagen Sie, Herr Kamerad?“

„Wir hätten ein Drittel der Toten und Verwundeten, wenn das nicht gekommen wäre. Die Hunde. . .“ Er wickelte sich mit dem Taschentuch das leis rinnende Blut von der Stirne.

Sie sind verwundet —

Der Husar nickte. „Alles wegen denen dort! Eine Schramme nur, nicht von Bedeutung; auf dem Ritt hierher ist's passiert.“

Leutnant Santen kam zurück. „Befehl ausgeführt. Batterie zum Feuer fertig!“

Gerhard Lütten dankte. Vor seinen Augen verschwamm alles. Wie in einem Traume sah er plötzlich wieder Manon, seine Manon; im Sommer, abends wenn er von der Universität kam, an dem kleinen weißen Gittertor zu dem Garten seiner Villa stehend und auf ihn wartend. Dann kam sie ihm entgegengekommen wie ein Kind und er nahm sie in die Arme und küßte sie, und sie wandelten Arm in Arm zurück zum Hause. . . Oder auf den Ballen und Festlichkeiten, die sie besuchten; die gefeierte, gerühmte Schönheit, um deren Besitz ihn Tausende beneideten. . . oder wenn sie abends am Hügel saß und ihre weißen Ellenhände über die Tasten glitten und ihnen die schmerzlichen, schluchzenden Tieder der Klängen entlockten. . . manchmal sang sie dazu mit ihrer wohlklingenden tiefen Stimme. . . Jetzt kaukelte ihm wieder ein Bild vor Augen: Manon stand auf der Treppe der Vorhalle vor der Villa La Margna, wie er es eben gesehen. Ahnungslos. Hurtlos. Da kam etwas durch die Luft. Sanft, heulend — ein donnerstlicher Schlag —

Lütten riß sich empor. Seine ganze Gestalt schien zu wackeln. Etwas gelte ihm plötzlich in den Ohren — das, was der Husar gesagt hatte: Kolossale Verluste hatten sie gehabt. . . Er trat an das erste Geschütz und prüfte.

„Gut. Wir feuern.“

Er schaute noch einmal kurz durch das Glas und reichte es dem Husarenoffizier. Manon stand noch am gleichen Fleck.

„Sehen Sie die weiße Frauengestalt vor der Villa, Herr Kamerad?“

Der andere nickte. „Ganz recht, jawohl!“

„Behalten Sie sie gut im Auge. Sie auch, Santen.“

„Schühend legte er die Hand wie einer Schirm über die Augen, um das Geschütz in der Sonne besser sehen zu können, doch aufgerichtet stand er da.“

„Alle Geschäfte siewern gleichzeitig. Befehl zum Feuern durchgeben! Erstes Geschütz — Feuer!“

Sechs Schiffe trachten kurz hintereinander, heulend jauchend die sechs Ladungen Knäuel zum Feind. Langsam stieg der Pulverdampf hoch.

Die weiße Villa drüben in der Sonne lag in ein Meer von Dampf und Asalm gehüllt. Gerhard Lütten war leichenblass geworden, das Blut züngelte ihm an den Schläfen empor wie junge Ottern. Langsam wandte er sich zu den beiden Offizieren um. Keine Muskel zuckte in seinem Gesicht, nur die Hand hielt er fest auf's Herz gepreßt.

„Die weiße Gestalt dort drüben, die Sie sahen, war meine Frau... Das war ein Volkstreffler, Kameraden...“

Bücherlich.

— Adolf Paul, Der bewusste Jemand. Komödie in 5 Akten. Umschlagzeichnung von Karl Arnold. Preis gebunden 2 Mark, gebunden 3,50 Mark. Verlag von Albert Langen in München. — Der Dichter Adolf Paul ist in diesem Werk ein echter Sohn des 20. Jahrhunderts, zweifelsüchtig und tief überzeugt von der Zweckmäßigkeit aller Werte, von der ewigen Relativität des Guten und Bösen. Er hat diesmal seine tiefsten Gedankengänge in eine alt-süßliche Komödie verpackt; er tat das, gestützt auf sein schon oft bewiesenes gründliches historisches Wissen, das den Anschein erweckt, als hätte er geradezu aus dem Geist der Zeit und ihren Problemen heraus. So gut und dabei unaufdringlich ist der mittelalterliche Sprechton festgehalten, mit solcher Sachkenntnis ist das zeitliche Gerichtsweisen geschildert, so lebendig bewegen sich Kaufherr und Handwerker, Geschäftler und Künstler in der bunten Tracht von 1500, daß man die Gegenwart vergißt und nur Sinn für den ästhetisch ganz dem Mittelalter gehörigen spannenden Vorwurf hat. Es ist die Geschichte des begabten und ledigen Malers Holbein, den sich der Teufel, der bewusste Jemand, zum Vorkäufchen ausgesucht hat. Aber der Vater, empört über den Eingriff in seine künstlerische und menschliche Ueberzeugung, weigert sich, das unerwünschte Modell anders denn mit der überlieferten weißen Farbe zu malen, weniggleich der Teufel ihn den Widerstand seiner Empörung nachweist: hat Holbein doch, gleichfalls gegen seine Ueberzeugung, für schönes Gold die häßliche Tochter des Kaufherrn Togetruener als Engel dargestellt. Und aus dieser einen Untreue gegen sich selbst wird folgerichtig die ganze Handlung hergeleitet. Der selbstige Teufel verführt den Vater in Schlaf und richtet in dessen Gehalt alles Uebel der Welt an.

— Der Lärmer. (Kriegsausgabe) Herausgeber: J. E. Neher, v. Grottkuh. Vierteiljährlich (6 Hefte) 5 Mark, Einzelheft 90 Pf. Probeheft portofrei (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). Aus dem Inhalt des ersten Septemberheftes: Demoskatie und Monarchie. Von J. E. Freiherrn von Grottkuh. — Mäler Thème. Eine Novelle von Gerhard Reich Pauls. — Der Begriff „Belgien“. Von J. E. Freiherrn von Grottkuh. — Was ist Wahrheit? Vom Reichstagsabgeordneten Prof. Dr. Werner-Siegen. — „Revolutionshoffnung“. Von Johannes. — Wanderungen. Von H. Hoff. — Ausgleich. — Verharm. — Wie England leidet, ohne zu klagen. — Tot dem Schlot! Von Kurt Arben. — „Heldenhaue“, Schauwall und Waldgärten. Von Josephine Dietrich. — Türners Tagebuch: Der Krieg. — Auf der Warte. — Kunstbeilagen.

— Hans Bettich: Die Maschine in der Karikatur. Verlag der Lustigen Blätter, Berlin. — Es war ein äußerst glücklicher Gedanke, der den Verfasser veranlaßte, dieses für jeden Laien und Fachmann hochinteressante Werkchen der Desinfektivität zu übergeben. Mit seinem Sinn und Verständnis für die Entwicklung unserer Maschinenwelt sind hier mit trefflich erläuterndem und packendem Text die Karikaturen der Technik aus Jahrhunderten zusammengestellt, und bis in die neueste Zeit hinein zeigt das Buch die zu Papier gebrachten unwahrscheinlichen Fantasiengebilde. Nichts bleibt verschont. Die Eisenbahnen, das Fahrrad, der Kraftwagen, der Magnetismus, die Elektrizität zusammen, sie alle fügen sich in den Rahmen der Karikatur und der Groteske und beweisen in der Art der Bildniswiedergabe die selbst verpönte Idee des Menschen, in der Maschine eine Art lebendes Wesen zu erblicken. Jedem Freunde der Technik, jedem Liebhaber der Karikatur kann das geschmackvoll ausgestattete Bändchen nur empfohlen werden.

Siegener Hausfrauen-Verein.

Kochanweisungen.

Eine Frucht, die unsere Hausfrauen immer noch nicht genügend wärhigen, und die manches Gemüthe ersehen kann, ist der Kürbis.

Wir bringen heute einige Vorschriften: **Kürbisgemüse:** Der Kürbis wird geschält, in fingerlange schmale Stücke geschnitten, in Salzwasser zehn Minuten gekocht, und mit Blumenkohlstücken, die man mit Buttermilch macht, angerichtet.

Kürbissalat: Der Kürbis wird geschält, einige Streifen festen Fleisches herangeföhrt und auf dem Gurkenobel in feine Scheiben gehöhelt. Man salzt mit dem Salat, gibt Essig und Del, etwas Pfeffer und wenig Zucker dazu, mischt gut durch und serviert bald. Am besten schmeckt dieser Salat, der dem Gurkensalat ähnelt, von dem sogenannten Melonenkürbis, dessen Fleisch zarter ist als das des gewöhnlichen Kürbisses.

Falsche Mirabellen aus Kürbis: Aus dem zarten Kürbis macht man mit dem Pflanzweissen kleine runde Kugeln aus. Auf ein Pfund Kürbisflügel nimmt man zweihundert Gramm Zucker, Saft und Schale einer halben Zitrone und ein fingerlanges Stück Vanille. Mit ganz wenig Wasser kocht man den Zuckersaft, legt die Kugeln hinein, und kocht sie langsam, bis sie glasig werden, gibt das Gewürz dazu und füllt sie in die Gläser oder Steinbüchse. Nach einigen Tagen schüttet man den Saft ab, kocht ihn auf und gießt ihn erkaltet wieder darauf; dies wiederholt man noch einmal, und bindet dann gut zu.

Kürbismarmelade: In einem Pfund geschälten Kürbisschnitten, vier Quitten, ein halbes Pfund Zucker, Kürbis und Quitten werden geschält, in Stücke geschnitten, durch die Fleischmaschine gepreßt und mit dem Zucker und einer Tange Vanille zu einer festen Marmelade gekocht. Nimmt man weniger Zucker, so gebe man nach dem Kochen etwas aufgelöstes Benzoe-Natron dazu.

Kürbismarmelade mit Brombeeren: Vier Pfund Kürbis und ein Pfund Brombeeren, zwei Pfund Zucker, Kürbisse und Brombeeren durch die Fleischmaschine getrieben und mit Zucker zu einer festen Marmelade gekocht.

Besserer Kürbis: Aus dem festen Fleisch des Kürbisses schneidet man fingerlange und fingerdicke Streifen, salzt diese ein und läßt sie vierundzwanzig Stunden stehen. Am anderen Tage wird das Wasser abgeseigt, die Kürbisse zwischen einem Tuch getrocknet, dann kocht man guten Weineßig, gießt ihn erkaltet über den Kürbis, am dritten Tage wird der Essig wieder aufgeköcht. Man schüttet dann den Kürbis mit dazu, läßt ihn schnell einmal aufkochen und stellt ihn sofort kalt. In einem Steinöpf werden kam die Kürbisscheiben mit Pfefferkörnern, kleinen Zwiebeln, Lorbeerblättern, Öl und Estragon eingeschichtet, dann verbindet man den Topf mit Pergamentpapier und stellt ihn an einen kühlen Ort. Man achte darauf, daß der Essig stets über dem Kürbis steht, da letzterer sonst schimmelt.

Senfkürbis: Der Kürbis wird in breite, etwa fingerlange Scheiben geschnitten, die man mit Salz bestreut. Auf ein Pfund Kürbis nimmt man zehn Gramm Salz. Nachdem die Stücke vierundzwanzig Stunden so gestanden haben, läßt man sie auf einem Sieb abtropfen. Sie werden in einen Steinöpf getan, dann kocht man guten Weineßig halb mit Wasser vermischt; auf ein Pfund Kürbis einen viertel Liter Essig, läßt den Essig erkalten und gießt ihn auf den Kürbis, der damit ein bis zwei Tage stehen kann. Am folgenden Tage kocht man den Essig auf und gießt ihn kochend auf den Kürbis. Anderen Tages gießt man den Kürbis auf einen Zuckerschlag und schüttet ihn mit folgenden Gewürzen in einen Steinöpf: Auf je ein Pfund Kürbis nimmt man zwanzig Gramm kleine Pfefferkörner, zehn Pfefferkörner, zehn Gramm in Würfel geschnittene rohen Meerrettich, ein Lorbeerblatt, fünf Gramm Senfkörner, eine halbe Knoblauchzehe, eine Dillbolde, Estragon, zwei Gramm Nelken, aus denen man die runden Köpfchen herausgehoben hat, da diese schwarze Flecke verursachen. Der Essig wird noch einmal aufgeköcht und auf den Kürbis gegossen, hierauf wird der Topf mit Pergamentpapier zugebunden und an einem kühlen Ort aufbewahrt. Um Schimmelbildung zu verhindern, ist der Essig nach einiger Zeit aufzudosen.

Reihenrätzel.

- | | | | |
|---|---|---|---------------------|
| ● | ◆ | ● | 1. Teil des Baumes |
| ● | ◆ | ● | 2. Wild |
| ● | ◆ | ● | 3. Märchengestalt |
| ● | ◆ | ● | 4. geistliche Würde |
| ● | ◆ | ● | 5. Lustort |
| ● | ◆ | ● | 6. Vorname |

Die Buchstaben AAA, B, D, EEE, F, G, H, O, R, SS, TT, U sind nach dem Muster obiger Figur dezent einzutragen, daß die wagsrechten Reihen Wörter von der beigegebenen Bedeutung bilden, während die mittlere senkrechte Reihe ein beliebiges Reizeitel im Sommer bezeichne.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Ergänzungsrätsels in voriger Nummer:

Haut, Wert, Siegel, Haie, Lob, Aß, Vers, Linde, Brot, Geiß, Organ, Juave, Perle, Vord, Ente.

Nur wer sich selbst verliert, ist ganz verloren.

Schuppli.